

Gabi Köpp

Warum war ich
bloß ein Mädchen?

Das Trauma einer Flucht 1945

Mit einem Nachwort von
Dr. Birgit Beck-Heppner

Knaur Taschenbuch Verlag

Bildnachweis:

Alle Bilder aus dem Archiv der Autorin, außer:
S. 47, 69, 92: Haus der Geschichte, Bonn

Meinen Patenkindern

*Stephan, Corinna, Katharina, Helga, Christiane
Ulrich, Kocku und Melanie*

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe März 2012

Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Copyright © 2010 by

F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Archiv der Autorin (oben);

akg-images, Berlin (unten)

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-78450-1

2 4 5 3 1

Inhalt

Prolog 7

Der Vorabend 13

Die Flucht 23

Epilog 135

Nachwort 139

Dank 157

Prolog

»Sie kann dich ja gar nicht verstehen – sie kennt deine Geschichte doch nicht« – dieser Gedanke war es, der mich in der Vorweihnachtszeit des Jahres 1990 motivierte, nun endlich auch meiner mittleren Schwester Barbara von meiner Flucht zu erzählen; für sie niederzuschreiben, was ab den Mittagsstunden des 26. Januar 1945 geschehen war, nachdem ich als Fünfzehnjährige zusammen mit unserer ältesten Schwester Juliane das Elternhaus in Schneidemühl verlassen hatte. Nicht freiwillig hatte ich all die Jahrzehnte darüber geschwiegen. Meinem dringenden Bedürfnis, nach Ende meines langen Fluchtweges aus der Grenzmark Posen-Westpreußen bis zur Freien und Hansestadt Hamburg mit meiner Mutter über die Ereignisse zu sprechen, stand stets deren Bitte entgegen: »Sprich nicht darüber, schreib es auf.« So entstand bereits im Sommer 1946 ein rückblickendes Tagebuch über die ersten zwei Wochen meiner Flucht im Januar/Februar 1945. Geschrieben noch in fast kindlicher Sütterlinschrift auf alten Feldpostbogen, die mir Bekannte geschenkt hatten. Denn Papier gab es so kurz nach dem Krieg noch nicht wieder zu kaufen. Auch nicht für Schüler, was beispielsweise dazu führen sollte, dass ich meine Mathematik-Hausaufgaben auf Resten von Fotopapier löste, welches auf der einen Seite äußerst lichtempfindlich war. Ein lustiger Effekt:

Während ich auf der lichtunempfindlichen weißen Seite schrieb, errötete die Rückseite zusehends. Was die alten Feldpostbogen anging, sie waren für die Besitzer meist uninteressant geworden. Ihr Dienst, den sie in langen Kriegsjahren erfüllt hatten, war nicht mehr gefragt. Die Bogen bestanden aus tintenfestem grau-weißem Papier im DIN-A5-Format, dessen Innenseite rundum mit einem Klebefalz versehen war, wohingegen die Außenseite vorgefertigte Felder für Adresse und Absender aufwies. Einmal zusammengefaltet und zugeklebt, ergaben die Blätter die damals gängigen kleinen und leichten Feldpostbriefe.

Wer mein Tagebuch aufschlägt, mag sich fragen, wie ein Flüchtlingskind in jener frühen Nachkriegszeit an eine Füllfeder kam. Die Erklärung ist so einfach wie auch bezeichnend für einen hektischen Aufbruch vor der nahenden Front. Meine Mutter, die unser Haus nur wenige Stunden nach uns Hals über Kopf verließ, entdeckte beim letzten Herumschauen meinen grünen Pelikan-Füllfederhalter. Sie meiner Schreibfreude erinnernd, steckte sie ihn kurzerhand ein und konnte mich fünfzehn Monate später mit meinem geliebten Schreibutensil überraschen.

Auch der kleine, mit Liebe gefertigte Ringordner, in den ich die Blätter des Tagebuches abheften konnte, ist typisch für die ersten Jahre nach dem Krieg. Geschickte Hände Arbeit suchender Menschen entdeckten in ihrer Not den Verkaufswert selbst gemachter Gebrauchsgegenstände. Konnte man bei einem Nachbarn kleine wertvolle Stoffreste zum Beziehen schlichter Holzkleiderbügel erbitten, so beim anderen vielleicht ein Stück verwertbarer Tapete und Klebestreifen finden,

womit sich, wie in meinem Fall, ein alter unansehnlicher Ringhefter in einen hübschen neuen verwandeln ließ. Die große Fantasie der Nachkriegsbürger, die zuerst allerlei Gegenstände für den Hausgebrauch schuf, floss schließlich in die neu entstehende Industrie ein. Nicht nur in den Werkstätten und Fabriken fanden immer mehr Menschen Arbeit, sondern auch im Handel. Meine Mutter bekam eine Stelle als Verkäuferin in einem Kunstgewerbegeschäft und konnte so für die stabile Hülle meiner niedergeschriebenen Erinnerungen sorgen: Ein kleiner gelb-weißer Hefter mit lustigen braunen Noppen und hellgrauem Leinenrücken wechselte in meinen Besitz.

Zeit zum Schreiben fand ich damals nur abends, da ich nach fast zweijähriger Unterbrechung wieder zur Schule ging und ein Hamburger Mädchengymnasium besuchte. Doch ungestört zu schreiben war kaum möglich in dem einzigen Flüchtlingszimmer, das uns drei Frauen – Mutti, Barbara und mir – über sieben Jahre zur Verfügung stand. Aber das war nicht der Grund dafür, dass dieses Tagebuch nach dem vierzehnten Tag der gut fünfzehnmonatigen Flucht abrupt abbricht. Es waren vielmehr immer wiederkehrende Albträume, erzeugt durch das intensive Erinnern an schreckliche Erlebnisse, die mich zwangen, erst einmal ruhen zu lassen, worüber ich nicht laut sprechen durfte. Rückblickend stelle ich heute fest, dass mein Atem damals für dieses zeitgeschichtliche Dokument instinktiv so lange reichte, bis der schlimmste Abschnitt meiner Flucht im Nacherzählen überstanden war. Was danach kam, dafür hatte ich keine Kraft mehr. »Schreib es auf«, waren die Worte meiner Mutter gewesen. Las sie meine Notizen später auch? Selbst

heute, über sechzig Jahre danach, kann ich lediglich vermuten, dass sie es zumindest stellenweise heimlich tat – verriet sie es mir doch Jahre später durch eine spontane Frage, die ausschließlich der Kenntnis meiner Aufzeichnungen entspringen konnte. Doch meine Schwester Barbara, die das gesamte Nachkriegsleben mit meiner Mutter auf engem Raum teilte und selbst von meiner traumatischen Flucht erst spät durch mich erfuhr, widersprach dem bis zuletzt vehement. Tatsächlich war und blieb mein Fluchttagebuch ein heißes Eisen in unserer kleinen Familie. Als hätte ich etwas Unrechtes getan, wurde zum Tabu erklärt, wovon die kleinen, dicht beschriebenen Seiten Kunde tun. Dies war mit der Grund, dass ich meine Aufzeichnungen jahrelang in einem Tresor verwahrte.

Erst zum 60. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers in Auschwitz holte ich im Januar 2005 die alten Feldpostbogen in dem Nachkriegshefter zurück ans Tageslicht. Ich wollte wissen, was ich zu jenem fernen 27. Januar 1945 niederschrieb, den ich als dunkelsten Tag meines bisherigen Lebens in Erinnerung hatte – nichts wissend von Auschwitz und der Befreiung. Ängstlich zögernd begann ich, die gut erhaltenen kindlichen Schriftzüge zu lesen. Alles, was ich für meine Schwester aus der Erinnerung niederschrieb, entsprach der Wahrheit, in dieser Dokumentation der ersten zwei Fluchtwochen schwang noch spürbar die unmittelbare Nähe zum Erlebten mit.

Wer aber von den inzwischen Nachgeborenen ist noch der Sütterlinschrift kundig?, fragte ich mich – und dachte dabei nicht zuletzt an meine acht Patenkinder. Als zeitgeschichtliches Dokument wollte ich lesbar



»Vorläufige Kennkarte« – ausgestellt im Juni 1946 in Hamburg

wissen, was ich einst in der Hoffnung niederschrieb, dass irgendwann doch jemand lesen möge, worüber ich in der Familie schweigen musste. So übersetzte ich in den Computer, was in seiner handschriftlichen Urform vor zwei Jahren als Leihgabe im Bonner Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland einen sicheren Platz fand. Dort ist mein Tagebuch gut versorgt, wurde also nicht vergeblich geschrieben. Meine Erinnerungen jedoch sind weitaus facettenreicher, als schriftlich festzuhalten mir seinerzeit als

knapp Siebzehnjährige möglich war. Damals stand ich unter dem Schock des Erlebten, der sich erst drei Jahrzehnte später Schritt für Schritt zu lösen begann, als es mir gelang, das mein Leben Übershattende einem Psychoanalytiker anzuvertrauen. Mit diesem Buch soll deshalb aus heutiger Sicht mit anderen Worten noch einmal beleuchtet und vervollständigt werden, was in Bonn hinterlegt ist. Das, was ich als Jugendliche für überflüssigen Ballast hielt, soll hier zur Sprache kommen. In einer Zeit, in der den zivilen Opfern des Kriegsendes nicht mehr das Unrecht angetan wird, sie zu Tätern zu stempeln.

Im Folgenden sind Zitate aus dem handschriftlichen Original meines Fluchttagebuchs durch Kursivdruck hervorgehoben.

Der Vorabend

Bereits seit Tagen flüchteten Landbewohner aus östlicher gelegenen Gebieten. Mit schweren Fuhrwerken zogen die Bauern durch meine Heimatstadt Schneidemühl, die in der ehemaligen Grenzmark Posen-Westpreußen lag. Die Trecks bestanden überwiegend aus großen Kasten- oder Leiterwagen; unter schützenden Zeltplanen war alles geladen, was die Flüchtlinge von ihrem Hausstand zu retten hofften. Müde, meist alte Pferde hatten es auf dem schneeglatten Pflaster schwer, ihre Last zu ziehen. Trotz des beängstigenden Anblicks hatten wir Einheimische aber keine konkreten Fluchtpläne, war es uns doch strikt verboten, die Stadt zu verlassen. Lediglich für die wegen der Luftangriffe in Deutschlands Westen nach Ostdeutschland evakuierten Menschen – wir nannten sie »Umquartierte« – galt eine Ausnahme. So waren sie teilweise schon wieder aus Schneidemühl Richtung Westen aufgebrochen, als auch in unserer Familie am Abend des 25. Januar 1945 eine Abreise für den nächsten Tag besprochen wurde. Meine älteste, neunzehnjährige Schwester Juliane war fünf Tage zuvor aus dem bedrohten Posen zu uns gestoßen. Ihr Bericht über das hektische Chaos auf dem dortigen Bahnhof ließ uns erahnen, was auch uns bevorstehen konnte. Unser großes Haus, in dem wir zeitweise auch Umquartierte aus Stettin und Castrop-Rau-

xel aufgenommen hatten, war nun fast verlassen; außer meiner Mutter, Juliane und mir bot sein breites Dach nur noch unserer treuen Köchin Hedwig sowie der jungen Alexa aus der Ukraine, unserer lieb gewonnenen Haushaltshilfe, einen Schutz. Mein Vater war früh verstorben und meine mittlere Schwester Barbara schon seit den vergangenen Herbsttagen nicht mehr zu Hause gewesen. In diesen Januartagen befand sie sich im fast beneidenswert fernen – und deshalb sicheren – Heringsdorf auf der Ostsee-Insel Usedom, wo sie ihren Kriegsdienst versah. Dass auch die dortige Sicherheit trügerisch war, so weit in die Zukunft zu denken, war uns an diesem 25. Januar nicht möglich.

Es war schon spät, als Tante Liselotte zu uns kam. Sie war Onkel Willis Tochter aus erster Ehe und lebte seit einigen Monaten mit ihren drei kleinen Söhnen in der Schneidemühler Villa ihres Vaters. Dort suchten sie Schutz vor den Bombenangriffen auf ihr heimatliches Magdeburg. Onkel Willi Kraeuter, einst Kollege meines Vaters, hatte in zweiter Ehe dessen Schwester Marianne geheiratet. An diesem 25. Januar hatte es im Haus der Verwandten eine Krisensitzung gegeben, deren Ergebnis uns Tante Liselotte nun mitteilte. Sie als Umquartierte habe eine Bescheinigung erhalten, die sie mit den Kindern zum Verlassen unserer Stadt berechtigte. Zwar kontrollierten am Bahnhof nach wie vor die als »Kettenhunde« gefürchteten, politisch geschulten Soldaten die Ausreisenden, doch war Tante Liselottes Bescheinigung geeignet, Juliane als ihre Schwester und mich als ihre Tochter einzutragen. »Kettenhunde« nannte die Bevölkerung die Wachsoldaten hinter vorgehaltener Hand deshalb, weil diese an

einer groben Halskette fast brustbreite Metallschilder mit der Aufschrift »Feldgendarmerie« trugen. Mit diesen Leuten, das wusste man, war nicht zu spaßen. So sollten Juliane und ich morgen mit den Magdeburgern vorfahren, während die Kraeuters hofften, später mit Mutti in einem Lkw die Stadt verlassen zu können. Meiner Schwester wie auch mir war nicht wohl bei dem Gedanken, ohne unsere Mutter ins Ungewisse zu flüchten. Ich erinnere mich noch heute an Julianes nervöse Unruhe, die sie ab dieser Abendstunde beherrschen sollte. Ich dagegen reagierte eher mit Verschlussenheit, da ich mich als Fünfzehnjährige den Beschlüssen der Erwachsenen zu fügen hatte. Was in meiner Mutter vorging, als sie sich mit Liselottes Plan einverstanden erklärte, vermochte ich weder damals zu beurteilen, noch kann ich es heute. Seit dem frühen Tod unseres Vaters neigte sie dazu, sich einer gewissen »Fremdbestimmung« durch die Verwandten zu beugen. Ganz sicher aber hoffte sie damals, dass ihre Töchter durch den früheren Aufbruch eine größere Chance hatten, der gefürchteten Roten Armee zu entkommen, als sie selbst. Dass dann das Umgekehrte eintrat, wurde zum tragischen Schicksal meiner Mutter. Sie und die Verwandten verließen jedenfalls nur wenige Stunden nach uns in einem Sanitäts-Lkw den Raum Schneidemühl in nordwestlicher Richtung. Unbeschadet gelangten sie bis zu einer weit westlich gelegenen Bahnstation und von dort sicher nach Berlin. Nach einigen Tagen vergeblichen Wartens auf eine Nachricht von uns verließ Mutti Berlin und reiste weiter zum zweiten vereinbarten Treffpunkt Hamburg. Dort fand sie warmherzige Aufnahme bei den besten Freunden ihrer Eltern. Die großzügige

Villa in Alsternähe bot in den letzten Kriegswochen so manchem von Ost nach West gespülten menschlichen Strandgut mehr als nur ein Dach über dem Kopf.

Mehr weiß ich nicht von der Flucht meiner Mutter. Und selbst dies erfuhr ich nicht von ihr, sondern erst nach ihrem Tod von Barbara. So wie einst meine Mutter mich bat, »davon« nicht zu sprechen, schwieg auch sie selbst mir gegenüber. Eine Scheu hielt mich zurück, mit Fragen in sie zu dringen. Nie auch erwähnte sie nach Ende des Krieges in meiner Gegenwart den Namen »Juliane«. Mir schien mitunter, als hätte meine Mutter eine Jalousie vor allem hinuntergelassen, was einst unser Zuhause ausmachte – zum Selbstschutz. Doch glaubte ich lange, hoffte es auch, dass Barbara mehr wüsste. Schließlich begegneten sich die beiden doch wenige Wochen nach Muttis Flucht in Hamburg, lebten seitdem nahezu in einer Symbiose. Und sprachen nicht über die Flucht?

Doch zurück ins Jahr 1945 nach Schneidemühl. Juliane und ich überlegten jede für sich, was wir als Minimalgepäck mitnehmen sollten. Was meine Schwester betrifft, erinnere ich mich lediglich an diesen kleinen Handkoffer aus dunkelbraunem festen Leder, den meine Mutter als Wertkoffer zusammenstellte. Wichtige Papiere enthielt er und Schmuck, an dem meine Mutter besonders hing, wie beispielsweise die goldene Taschenuhr unseres Vaters. Auch meine von Omi Brück ererbte goldene Armbanduhr fand Platz im Koffer, und vor allem mein Sparbuch, das ein Guthaben von etwa 300 Reichsmark auswies. Seit ich als Zwölfjährige in den ersten gemeinsamen Ferien mit unserer Mutter die Berge kennen und lieben gelernt hatte, stand mein Sparziel fest: eine Fahrkarte nach Tirol.